

# Aus Spittelers politischer Journalistik

Autor(en): **Krüger, Werner A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **13 (1945-1946)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759149>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# AUS SPITTELEERS POLITISCHER JOURNALISTIK

VON WERNER A. KRÜGER

Als Spitteler im Jahre 1914, wenige Monate nach Ausbruch des ersten Weltkrieges, jene seither so berühmt gewordene Rede: «*Unser Schweizer Standpunkt*» hielt, trat die Zwiespältigkeit seines literarischen Schicksals noch einmal offen zutage. So starken Widerhall die Rede auch gefunden hat, des Dichters persönliche Tragik, deren dunkler Abglanz fast über allem liegt, was er geschaffen, ist durch nichts eindrucksvoller als durch das Echo unterstrichen worden, das seiner Kundgebung in aller Welt beschieden war.

Zwar konnte sich nach dem Abebben des sensationellen ersten Eindruckes, den die Rede hüben wie drüben ausgelöst hatte, die spontane Einsicht durchsetzen, daß Spittelers Ansprache die für jene schicksalsschweren Tage wohl bedeutsamste politische Kundgebung der geistigen Schweiz darstellte. Dennoch fehlte es nicht an Stimmen, die Spitteler vorwarfen, daß er als «Idealist» vom hohen Olymp seiner Dichtereinsamkeit über Dinge gesprochen habe, in die er nur ungenügend Einblick besaß.<sup>1</sup>

Spitteler und die *Politik!* Es braucht gewiß nicht viel, um zu betonen, daß Spittelers wahre Berufung in eine andere, bessere Richtung wies als in die eines «Politikers», doch hieße es ihn und sein Werk, zum mindesten in einem Teil seines Schaffens, verkennen, wollte man ihn nur von der einen Seite verstehen, ihn nur als Dichter gelten lassen. Auch in seiner Rede und in den sie vorbereitenden Arbeiten politischen Inhalts aus der Zeit der achtziger Jahre liegt ein gut Teil dessen beschlossen, was in irgendeinem tieferen Sinne die geistig-ideelle Entfaltung des Epikers und des Menschen Spitteler ausmacht<sup>2</sup>. So viel

<sup>1</sup> Vergl. meinen im Sonntagsblatt des Berner *Bund* vom 4. Juni 1944 erschienenen Aufsatz: «Spitteler und sein Schweizer Standpunkt».

<sup>2</sup> Zur Orientierung des Lesers mögen hier einige chronologische Angaben dienen. Spitteler wirkte journalistisch an folgenden Blättern: Am Berner *Bund* als langjähriger Feuilleton-Mitarbeiter seines Freundes J. V. Widmann vom Oktober 1880 an bis zum Herbst 1885, und dann besonders wieder vom Frühjahr 1887 bis Ende 1889; an der *Schweizer Grenzpost* (ehemals in Basel) als politischer und literarischer Redaktor vom Herbst

jedenfalls dürfte heute als Frucht unserer Bemühungen um sein Werk der Wahrheit entsprechen: Wäre man 1914 nur halbwegs über Tatsache und Umfang von Spittlers Leistungen auf dem Gebiet der politischen Journalistik unterrichtet gewesen, das Urteil über die Rede wäre anders ausgefallen, und wohl niemand hätte im Ernst den nicht nur harten, sondern auch ungerechten Vorwurf des «Dilettantismus» erheben können.

Er kannte und anerkannte nur *ein* Richtmaß seiner Ueberzeugung, das der Wahrheit. Bei allem, was er als Journalist und politischer Schriftsteller vor der Oeffentlichkeit verantworten mußte, war sein Bestreben auf Objektivität gerichtet. Um der Wahrheit willen war er bereit, jedes Opfer zu bringen, auch das der Preisgabe eigener, seit der Jugend gehegter Sympathien und Vorstellungen. «Mein Urteil sei gestreng, die Formel mild» — diese in den «Gleichnissen» versuchte Umschreibung dessen, was Aufgabe des wahren Kritikers sei, war auch des «Politikers» programmatisches Kredo. Denken wir allein an die kritischen Vorbehalte Deutschland gegenüber, wie sie die Rede verzeichnet; auch sie sind in richtiger Einschätzung ihrer weiteren Perspektiven als Ausdruck dieser gradlinigen, hier wohl besonders schmerzlich errungenen Objektivität zu fassen. Was er im Jahre 1914 gegen Deutschland vorbrachte, ja vorbringen mußte, war nichts anderes als die infolge der gewandelten Lage neu bewirkte Kristallisation von Gedanken, wie er sie schon früher mit der gleichen objektiven Gesinnung, der gleichen Rechtlichkeit jeder Seite gegenüber so temperamentvoll und energisch verfochten hatte.

Als seine journalistische Hauptaufgabe betrachtete Spittler die wahrheitsgemäße Orientierung der Leserschaft, die trotz der subjektiven Stellungnahme des Schreibenden die Möglichkeit eigener Urteilsbildung nicht verlieren sollte. Dies geht wohl aus allem hervor, was er je und je für die verschiedensten Blätter geschrieben hat. Ja, in einem seiner frühesten Aufsätze, dessen besonderer Inhalt uns hier allerdings nicht weiter berühren soll (er handelt vom Duell und dessen moralisch-gesellschaftlicher Berechtigung), präzisiert er diese seine Aufgabe dahin, er müsse den Leser auch mit den Gründen, welche der

1885 bis zum Frühjahr 1887; an der *Thurgauer Zeitung* (in Frauenfeld) als interimistischer außenpolitischer Leitartikler im Frühjahr 1887; an den *Basler Nachrichten* als ständiger literarischer Mitarbeiter (auch als Opernreferent!) und gelegentlicher politischer Leitartikler vom Herbst 1887 bis zum Jahresende 1889; an der *Neuen Zürcher Zeitung* als Feuilleton-Redaktor seit Jahresbeginn 1890 bis Ende Juni 1892. Daraufhin wurde Spittler dank einer günstigen Wendung des Schicksals vom Zwang der journalistischen Tätigkeit für immer befreit.

Gegner anführe, genauer bekannt machen, wobei er bitte, ihn darum nicht für einen Verfechter (des Duells) zu halten. «Ich lege einfach die Akten vor, und da jedermann die eigenen Akten kennt, beschränke ich mich auf die Akten des Gegners. Vor einem andern Leserkreis würde ich umgekehrt verfahren, da ich es immer für einen Gewinn ansehe, wenn die öffentliche Meinung, der allein ein Urteil zusteht, die Kontroverse nach beiden Seiten hin kennt und beherrscht.»<sup>3</sup>

An Hand dieser typischen Haltung sei versucht, den Leser mit einigen der Ansichten und Ueberzeugungen bekannt zu machen, wie sie für Spitteler als politischen Journalisten von Bedeutung sind und die darüber hinaus, zum Teil wenigstens, auch als Prolegomena dessen gelten können, was die Rede «Unser Schweizer Standpunkt» in endgültiger Formulierung enthält. Fast alles Grundsätzliche, was dieses Manifest bei seinem Bekanntwerden als die scheinbare Ueber- raschung eines politischen Evangeliums zu verkünden vorgab, läßt sich bereits mit Spitteler's *politischer Berichterstattung* während der *achtziger Jahre* belegen.

Als einer der unbequemsten Steine politischen Anstoßes galt seine schroffe Bemerkung hinsichtlich des deutschen Einmarsches in Belgien 1914. Sie richtete sich indessen lediglich gegen die Tatsache des Vertragsbruches an sich; wäre es statt Deutschland Frankreich gewesen, welches diesen begangen — man würde Spitteler heute allgemein antifranzösische Gefühle nachsagen... Es war ausschließlich das unbedingte, politisch weder so noch so gefärbte Rechtsempfinden, das rein menschlicher Natur ist, was seine heftige Verurteilung jenes vertragsbrüchigen Vorgehens bestimmt hat. Schon der allererste Leitartikel, der von ihm herrührt, bestätigt das. Er hat die «Logik der Tatsachen» zum Thema<sup>4</sup> und polemisiert u. a. gegen diejenigen Leute im In- und Ausland, die da glauben, sich ohne Skrupeln über «die papiernen Abmachungen der Diplomaten am grünen Tisch» einfach hinwegsetzen, gar um die Wette darüber noch witzeln zu können. «Dieser ganze Spott», schreibt Spitteler, «ist nichts anders als eine Beschönigung, dazu ausersehen, das eigene Rechtsgewissen zum Schweigen zu bringen.»

Zu denken gibt auch seine kritische Beurteilung eines Ereignisses vom Jahre 1885 — des deutsch-spanischen, doch weltpolitisch ohne Folgen gebliebenen Konfliktes um den Besitz der Karolinen-Inseln, der damals vom Papst als Schiedsrichter zugunsten Spaniens geschlichtet worden war. Sein der «Bilanz» dieses Handels gewidmeter Artikel<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Vom Duell, Grenzpost, 20., 22. und 23. Dez. 1885.

<sup>4</sup> Die Logik der Tatsachen, Grenzpost, 21. Okt. 1885.

<sup>5</sup> Die Bilanz des Karolinenhandels, Grenzpost, 20., 21. und 22. Jan. 1886.

enthält einige recht bemerkenswerte Ueberlegungen, die eine nicht nur dem Inhalt nach, sondern teils fast wörtliche Uebereinstimmung mit dem sich auf Belgien beziehenden Passus der Rede von 1914 erkennen lassen. Er schreibt:

«Dann wird man auch uns Verstand predigen und Zahlen vorrechnen; die journalistische Weisheit Europas wird den eidgenössischen Behörden zumuten, daß sie sich alles müßten gefallen lassen, und im Weigerungsfall ihnen ‚Tollheit‘ und ‚Wahnwitz‘ vorwerfen; die Kriegsbegeisterung unseres Volkes wird ‚Geschrei‘ heißen, und unsere patriotischen Staatsmänner werden ‚eine schwere Verantwortung durch ihren verbrecherischen Leichtsinn auf sich laden‘. Wir werden dann spüren, wie dergleichen tut, und mit einiger Beschämung uns erinnern, daß wir desgleichen getan, ohne zu wissen, was wir taten. Wir wollten einfach weise sein, ohne an etwas Böses zu denken . . .»

Glauben wir beim erneuten Lesen dieser alten, verstaubten Grenzpost-Auslassungen nicht den Mann im Geiste vor uns sprechen zu hören, der in seiner Rede Sätze formuliert hat wie etwa den, daß ein Schweizer, «der die Verlästerung der unglücklichen Belgier mitmachte, neben einer Schamlosigkeit eine Gedankenlosigkeit begehen würde», weil eben «genau so auch gegen uns Schuldbeweiseln zum Vorschein kriechen würden, wenn man uns einmal ans Leben» wollte? Was er schon immer seinen Zeitungslesern anzuraten für gut hielt, war indessen alles andere als Aufstachelung des Ressentiments gegen diesen oder jenen der uns umgebenden Staaten, mit denen wir im Gegenteil in Freundschaft auskommen sollen, und was er empfahl, war lediglich «etwas Vorsicht gegen die Stimmgabel und den Notenschlüssel der europäischen öffentlichen Meinungsorgane» im grundsätzlichen Sinne. Denn — so lautet sein realpolitisches Raisonement, dessen Formulierung zwar reichlich sarkastisch anmutet, doch der Wahrheit kaum etwas schuldig bleibt: «Jede Nation hält einige Metzgerhunde zur Verfügung, welche es für ihre Pflicht halten, gegen diplomatische Schlachtopfer zu wüten; da muß man der instinktiven Versuchung, auf die Straße zu eilen und kollegialisch miteinzustimmen, widerstehen.»

Mehr als einer seiner Aufsätze befaßt sich kritisch mit den politischen und allgemein kulturellen Zuständen in den uns umgebenden Staaten; auch ist einige Male von Rußland die Rede, wo Spitteler acht Jahre (von 1871 bis 1879) als Hauslehrer gewilt und bemerkenswerte Eindrücke gewonnen hatte. Es versteht sich von selbst, daß er sich bei der Beurteilung der anderen Völker und deren Eigenarten Zurückhaltung auferlegte. Nur wo er Nationalismus in Form einseitig-engstirniger Selbstgenügsamkeit zu wittern glaubte, hielt er, der Schüler Jakob Burckhardts, mit seiner entschiedenen Ablehnung nicht

zurück, und er ließ es auch an beißendem Spott nicht fehlen. In seiner humanistisch geklärten Abneigung gegen alles, was nur irgend das Kainsmal des Chauvinismus trägt, schreckte er auch vor schärfsten Worten nicht zurück. Jede Art von «Deroulédismus», wie er den forcierten Nationalismus einmal umschrieben hat, erschien ihm als ein Greuel.

Zwar weit davon entfernt, die gesunden nationalen Instinkte einer ganzen Völkerschaft zu verkennen, brachte er, als der typische Geistesaristokrat und Individualist aus der Schule einer humanistisch-übernationalen Kulturtradition, dem einfachen Volke, so wie er es verstand, im Grunde auch nur sehr bedingtes Verständnis entgegen; dem befürchteten engherzig-sturen Nationalismus vermutete er eben gerade hier in besonders unangenehmer Ausprägung zu begegnen. So sprach er sich einmal in einem bewußt überlegen stilisierten Aufsatz, der den bezeichnenden Titel «Vom ‚Volk‘»<sup>6</sup> trägt (man beachte die ironischen Anführungszeichen!), dahin aus, wie gefährlich es wäre, dem niederen Volke Tugenden zuzuschreiben und ihm Ehren zuzudekretieren, die es im allgemeinen gar nicht besitze. Was alle diese sogenannten guten Eigenschaften anlange — Spitteler war kühn genug, solche demokratischen Ketzereien in einem Schweizer Blatt zu wagen — «so sind wir glücklicherweise davon abgekommen, eine Spezies von Menschheit, und wäre es selbst die Summe aller Staatsmitglieder, als ein reines, unbeflecktes Tugendlamm darzustellen, wie die Professoren der Revolution das zu tun pflegten». «Kein politisches System», äußert er, «keines, selbst Nihilismus oder Anarchismus», werde etwa den Hochmut, «diese abscheulichste Ausdrucksform der menschlichen Eitelkeit», wesentlich ändern können. «Man sehe doch unter den Dörfern nach, ob da die Rang-, Reichtums- und Ehreenauszeichnungen humaner, das heißt weniger grausam als beispielsweise in einer Monarchie, geübt werden.»

Ein bedeutender Teil seiner Publizistik galt der Auseinandersetzung mit *Deutschland*. Charakteristisch ist ein weiterer, in der Grenzpost erschienener Aufsatz, der sich, anknüpfend an eine Bismarck-Rede, mit der «Ausländerei der Deutschen»<sup>7</sup> befaßt. Eigene Beobachtungen und Ueberlegungen verhalfen Spitteler, dieser auch schon von Lessing und Herder gerügten Untugend des deutschen Nationalcharakters so unabhängig und vorurteilslos wie möglich nachzuspüren. Zunächst wendet er sich gegen Bismarcks allzu massive Herleitung der deutschen Ausländerei aus der moralischen Feigheit. Er betrachtet ihre Ursachen als «wohl etwas komplizierter und meistens auch ehrenhafter, abgesehen davon, daß die Neigung des Deutschen zu fremder Art auf

<sup>6</sup> Vom «Volk», Grenzpost, 5., 6. und 7. März 1886.

<sup>7</sup> Die Ausländerei der Deutschen, Grenzpost, 6. und 7. Febr. 1886.

gewissen Gebieten des Geistes, die der deutsche Kanzler gerne außer Augen läßt, der Nation unleugbaren Gewinn gebracht» habe. Daß «bei den einzelnen Individuen eine gewisse Charakterschlaffheit, in welcher der große Staatsmann die einzige Erklärung der Erscheinung erblickt, häufig den Ausschlag» gebe, sei allerdings richtig. «Ja, der Redner hat Recht, die Fremdenschwärmerei des einzelnen Deutschen wirkt mitunter empörend und sogar ekelhaft.»

«Die allererste Bedingung», fährt Spitteler fort, «damit eine Nation geachtet werde, besteht darin, daß sie sich selbst achte. Eine Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins und Selbstgefühls bei den einzelnen Deutschen ist wünschbar, damit einerseits die Verleugnungen oder Vertuschungen der eigenen Herkunft und Sprache, und andererseits das Brüsten mit fremdem Wesen aufhören. Denjenigen aber, die davon eine unleidliche Arroganz befürchten, möchte ich entgegenhalten, daß Nationalgefühl und persönliche Arroganz durchaus in keinem Zusammenhang stehen. Russen und Franzosen besitzen ein sehr starkes Nationalgefühl und bleiben demungeachtet liebenswürdige, bescheidene Gesellschafter. Vielmehr müssen wir uns eine allseitigere, würdigere Selbstachtung der Deutschen als eine totale Erhebung des moralischen Niveaus der deutschen Nation vorstellen, mit andern Worten als einen Gesamtgewinn für den europäischen Geist.»

Es ist aufschlußreich, wie Spitteler im einzelnen den verschiedenen Ursachen der Fremdenschwärmerei bei den Deutschen nachgeht und zu ergründen sucht. Vielsagend schließt er den ersten Teil seiner Betrachtungen mit dem Satze: «Ehe man indessen hoffen darf, daß der Deutsche seinen Namen mit Stolz trage, muß er ihn mit Eitelkeit tragen können. Denn nur auf die Eitelkeit ist ein Verlaß, nur sie bewirkt die Massenbekehrungen.» (In Paranthese sei hier bemerkt, daß Spitteler in anderm Zusammenhang die Eitelkeit einmal auch als eines der ausschlaggebenden Motive der politischen Parteinahme bezeichnet.)

Ein weiteres Beispiel von Spittelers Vorurteilslosigkeit gegenüber dem deutschen Wesen ist die kritische Auseinandersetzung mit spezifischen Ausdrucksformen des preußischen Militärstaates. Auf seinen Reisen durch Deutschland in den Jahren 1884 und 1886 hatte er Gelegenheit gefunden, zahlreiche Eindrücke zu sammeln und sie mit seiner eigenen, grundsätzlich anders geprägten schweizerischen Einstellung so objektiv wie geistvoll zugleich zu verrechnen.

Der Schweizer und Republikaner bringt dem so völlig anders gerichteten preußischen Lebensstil eine gewisse Achtung entgegen, er weiß auch die sprichwörtlich straffe Disziplin, wie sie, von der militärischen Erziehung ausgehend, sich mit der Zeit des ganzen deutschen Volkes bemächtigt habe, im Hinblick auf bestimmte historisch unbe-

strittene Fakten sogar zu rühmen. Denn obschon er, wie er sich ausdrückt, seinen «Widerspruch gegen die Meinung, als ob das militärische Einexerzieren einer Nation durchaus nur günstig wirke, keineswegs zurücknehme», so ist er «doch gerne bereit, alle erfreulichen Resultate anzuerkennen». Er konstatiert, daß dieselben besonders in *Berlin* dem Beobachter auf Schritt und Tritt begegnen<sup>8</sup>.

«Der militärischen Erziehung», stellt er fest, «sind eine Reihe von Tugenden zuzuschreiben, die andernfalls vor den Versuchungen des Großverkehrs längst wären in die Brüche gegangen: vor allem, neben der . . . allseitigen Dienstwilligkeit, resp. Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, die Uneigennützigkeit . . . Wir finden ferner durchgehend eine anerkennenswerte Gewissenhaftigkeit, das heißt eine spontane, ich möchte fast sagen, fröhliche Pflichterfüllung. Jedermann ist auf seinem Posten, im öffentlichen wie im Privatleben . . . Und wie mit der persönlichen Leistung, so steht es mit der Arbeit; man nimmt in Berlin für selbstverständlich an, daß die Schlüssel schließen, und daß die Knöpfe knöpfen, während dergleichen in Rußland Verwunderung und anderswo Anerkennung hervorruft. — Ich nenne ferner die Ordnung und die Unterordnung; die erstere braucht nicht erklärt zu werden, die letztere zeigt sich darin, daß einer allgemeinen Verordnung der Einzelne, selbst der Hochgestellte, sich ohne weiteres fügt . . .»

Diese Anerkennung eines aus militärischer Zucht erwachsenen Lebensstils vermag indes nicht aufzuheben, was Spitteler zugleich auch als seinen «Widerspruch gegen das militärische Einexerzieren einer Nation» empfunden hat. Wie er, der ehemalige Kadett und begeisterte Basler Tambourmajor, dem das «Soldäterlen» entschieden sogar Spaß bereitet hatte, in seinen Mannesjahren von den *militärischen Problemen* dachte, geht aus verschiedenen Artikeln hervor, die er für die «Grenzpost» geschrieben<sup>9</sup>. Er steht jeder Art von Militarismus kritisch gegenüber, auch wenn er sich bemüht, sein Thema von allen Seiten zu beleuchten und keiner Partei zuleide, doch auch keiner zuliebe, seinen eigenen Standpunkt «nach dem bekannten geometrischen Grundsatz» zu präzisieren, «laut welchem zwischen zwei beliebigen Punkten die Wahrheit immer in der Mitte liegt». Er mißtraut der Armee vor allem als der Institution des Staates und der daraus sich ergebenden Funktion ihres Einsatzes, der im Ernstfall alles über den Haufen rennen könnte, was der Einzelne sowohl wie die Völker als die große, allgemein verpflichtende Uebereinkunft in Religion und Sittlichkeit betrachten. «Die Metaphysik der militärischen Hochschule läßt jedenfalls zu wünschen übrig», äußert er sich

<sup>8</sup> Das neue Berlin, Grenzpost, 1., 2. und 5. Juni 1886.

<sup>9</sup> So namentlich in der Artikelserie «Militärische Curiosa», Grenzpost, 15., 16., 17., 18. und 19. Dez. 1885.



kaustisch genug. Dennoch zögert er nicht, die volkserzieherische Bedeutung anzuerkennen, wie sie in der soldatischen Ausbildung als solcher beschlossen liegt:

«Daß eine auf breiter Volksgrundlage erlesene und von kleinlicher Dressur befreite Armee der Gesamtheit beachtenswerte Vorteile bringt, das soll . . . bereitwillig zugestanden werden . . . Wahr ist, vor allem, daß eine tüchtige Armeedisziplin auf die körperliche Entwicklung eines Volkes einen wunderbaren Einfluß übt, daß sie nicht bloß die Gesundheit, sondern auch die Kraft und Schönheit fördert, daß die körperliche Vollkommenheit gewisse moralische Tugenden von selbst mitbringt, Männlichkeit und Mut, vielleicht sogar Offenheit. Wahr bleibt ebenfalls, daß die militärische Uniformität zu dem staatlichen (nicht nationalen) Einigkeitsgefühl der Bürger ein Mächtiges beiträgt, mithin den Patriotismus schürt. Wahr bleibt endlich, daß den untern Volksklassen der militärische Unterricht die Kenntnisse bereichert, den geistigen Horizont erweitert und allfällige Roheiten poliert. Alle diese Vorteile lassen sich in den einen Satz zusammenschließen, daß eine gut geschulte Armee nicht allein in Kriegszeiten die Existenz eines Staates schützt, sondern schon im Frieden die Existenzkraft desselben befestigt und erhöht; wie sie denn unter anderm das beste Präservativ oder Repressiv aller anarchischen, freilich auch aller liberalen Zustände heißen darf.»

Solche Sätze bieten einen ansprechenden Kommentar zu Spittlers wohl bekanntestem Gedicht, den «Jodelnden Schildwachen», dessen schlichte Lehre träf und bündig lautet: Die erste Pflicht heißt Disziplin! Doch wundern wir uns nicht, daß Spittler den positiven Worten, womit er den sittlichen Wert eines gutgeführten, disziplinierten Volksheeres hervorhebt, seine für ihn selbst jedenfalls stärker ins Gewicht fallenden Auslassungen über die Kehrseite beifügt und er u. a. rundweg abstreitet, daß der Armee, die den staatlichen Zielen vortrefflich diene, irgendeine nationale Berufung nachzurühmen sei. Im Gegenteil, argumentiert er, «hat sich die militärische Disziplin stets als brudermörderisch erwiesen; jede streng geschulte Truppe marschiert und feuert auf jedermann, und sei es gegen den nächsten Stammesgenossen, die Serben gegen die Bulgaren, die Preußen gegen die Oesterreicher; wer andere Uniform und Fahnen bekennt, der ist hostis, und mögen tausend ideale und natürliche Bande die Völker verbinden. Man unterscheide also etwas genauer.» Völlig zu schweigen von den Nachteilen für die menschliche Kultur im Gesamten wie in ihren Teilgebieten, dem moralischen, wissenschaftlich-künstlerischen und wirtschaftlich-technischen Bereich.

Wer erinnert sich nicht auch hier der späteren Parallelstellen der Rede von 1914, vor allem der die Brutalität so klar entlarvenden

Wahrheit: «Durch die militärische Disziplin haben heutzutage die Regierungen, zumal die mit den Scheinparlamenten, ihre Untertanen fest in der Hand, samt deren Köpfen und Herzen, und mit den eigenmächtigen Völkerverbrüderungen ist es aus . . . Vor dem militärischen Kommandoruf und dem patriotischen Klang der Kriegstrompete verstummen alle andern Töne, auch die Stimme der Freundschaft.» Oder wer gedenkt nicht jener anderen Feststellung der so überaus sarkastischen Aufklärung über die (trotz der Rassen-, Kultur- und Sprachverwandtschaft) rein in der Stellung der Schweiz an sich liegende Verunmöglichung «freudiger Parteinahme mit der deutschen Sache» im Kriege: «Als ob es sich da um Philologie handelte! Als ob nicht sämtliche Kanonen aller Völker das nämliche greuliche Volapük redeten! Als ob nicht gerade dieser Krieg (ergänze: von 1914) die Inferiorität aller Nationalverbände gegenüber dem Staatsverbände predigte! Als ob es eine ausgemachte Sache wäre, daß die Kulturwerte eines Volkes mit seiner politischen Vormachtstellung steigen und fallen!» (Man beachte, wie bewußt sowohl der Redner von 1914 als auch der Journalist der achtziger Jahre den Begriff der «nationalen» Einigkeitsgefühle gegen denjenigen der «staatlichen» Verbände ausspielt.)

Damit indessen hätten wir bereits das letzte und, wie uns scheint, immer noch wichtigste Problem berührt, das sich aus der Analyse der Spitteler-Rede von 1914 und der ihr geistig vorangehenden Journalistik ergibt, dasjenige der *schweizerischen Neutralität* in ihrer so eindeutigklaren Beantwortung durch den Dichter-Politiker. Was die Deutschen von 1914 ihm so sehr verargt hatten, war die «bei aller herzlichen Freundschaft» (im gegenseitigen Privatverkehr), «aller Solidarität» (mit dem deutschen Geistesleben) und «aller Traulichkeit» (auf Grund der gemeinsamen Sprache) so energisch verfochtene, doch als frostig empfundene Ablehnung jeglicher Parteinahme von seiten der Schweiz gegenüber dem «politischen Deutschland» während der Dauer des Krieges. Aber auch diese nüchterne, mehr zwar dem Hirn als dem Herzen entsprungene Forderung «der neutralen Zurückhaltung in freundnachbarlicher Distanz diesseits der Grenze» ist nur ein Ausdruck von Spittellers durch und durch sachlichem, jedwedem historisch-politischen Geschehen illusionslos belegendem Skeptizismus, dessen sophistischen Höhepunkt allerdings die Rede verzeichnet, wenn wir dort lesen, daß «eingestandenermaßen politische Staatengebilde keine sentimental und keine moralischen Mächte sind, sondern Gewaltmächte», lasse sich doch «die ganze Weisheit der Weltgeschichte in einem einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, soviel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtsanfällen, welche man ‚Frieden‘ nennt».

Eine ganze Geschichtsphilosophie — Oswald Spengler würde sie als Raubtier-Philosophie umschrieben haben — läßt sich diesem einen so drastisch komprimierten Satz entnehmen, der weit über alles das hinausgeht, was ein Jakob Burckhardt je über das ominöse Begriffspaar Großmacht und Gewaltpolitik vorzubringen pflegte. Doch gerade solche Einstellung, wie sie nicht einseitig-feindliche Gefühle gegen ein bestimmtes Staatsgebilde oder Staatssystem, sondern lediglich einen Grundzug seiner dem gesamten realen Dasein gegenüber a priori skeptizistischen Weltanschauung verrät, charakterisiert ja auch die früheren Zeitungsartikel, darin die Hiebe ohne Rücksichtnahme nach allen Seiten fallen, und keine Partei, nicht einmal die eigene, verschont bleibt. Bemerkenswert dafür die eigens den «*Politischen Sympathien und Antipathien*» gewidmete Artikelfolge<sup>10</sup>, die eine einzige Absage bildet an jegliche so oder so geartete Parteinahme in rebus politicis und dank der eingehenden, oft ironischen Behandlung der so wenig erquicklichen Materie keinen Zweifel läßt über Spittellers wahren Standort den Dingen der sogenannten Tatsachenwelt gegenüber. Zwar sind diese Betrachtungen noch nicht vom Stempel der berühmten Autorität geprägt; doch macht es auch wieder ihren geheimen Reiz aus, daß sie, zum vornherein nur mit lokaler Wirkung rechnend, sich so unverfänglich, undiplomatisch wie möglich geben, so als wären sie frischweg einem Tagebuch entnommen. Als Ganzes muten sie an wie die vorausgehende Skizzierung von einigen der wichtigsten Ideen der Rede von 1914, ja übertreffen sie zuweilen noch in der gedanklichen Klarheit, namentlich auch in der Drastik und anschaulichen Plastik der reichlich gebotenen Bilder und Umschreibungen.

Spitteler entwirft zunächst ein allseitiges Panorama der verschiedenen Motive von Sympathien und Antipathien. Dabei unterscheidet er die persönlichen und instinktiven Neigungen von den patriotischen und stellt diesen zusammen die geistigen Beweggründe gegenüber, von denen die Kategorien der religiös, moralisch und politisch bestimmten Dogmatik die wichtigsten seien. Zum Schluß kommt er auf den heikelsten Punkt der ganzen Problemstellung zu sprechen, nämlich auf die Beobachtung — sie hat für ihn den Wert einer Erkenntnis —, daß wir uns die Sympathien und Antipathien geradewegs «kommandieren» lassen. Er ist sogar davon durchdrungen, daß das Kommando «heimtückisch» gegeben werde, und zwar «in der Weise, daß wir meinen, es sei unsere eigene Stimme», indem wir «nicht allein die Kenntnis der Tatsachen durch wenige offiziöse Agenturen und Weltzeitungen, sondern zugleich, ohne es zu wissen, auch ihre Beurteilung» erfahren.

«Diese Beurteilung», folgert er scharfsinnig, «wird uns freilich nicht

<sup>10</sup> Politische Sympathien und Antipathien, Grenzpost, 3., 4., 6., 7. und 8. November 1885.

aufgedrängt, sondern insinuiert, dies aber mit der perfidesten Berechnung, indem man unsere Stichwörter benützt. Leider versagt dieser ebenso plumpe wie abgenützte Kunstgriff höchst selten: wenn man auf eine gewisse Taste drückt, so ertönt ein europäischer Enthusiasmus, auf eine andere, allgemeine Entrüstung. Wüßte die Welt, wie eine öffentliche Meinung zustande kommt, dieselbe wäre längst außer Kredit.»

So prallte schon am Journalisten Spitteler und seinem gesunden Urteil, das zugleich ethisch bestimmt war, die Blendkraft der politischen Schlagworte ohne Wirkung ab. Wie hätte er da nicht auch als der um fast ein Menschenalter reifere Redner der Kriegszeit die Propaganda des Auslands, die ihm zwar diesmal «meist überlaut geschrieben, öfters im Kommandoton, mitunter geradezu furibund» erschien, mit freundlichen Worten umschreiben können?

Spitteler belegt seine für den Gemütsstil der Neuzeit so aufschlußreiche Beobachtung mit Beispielen, wie sie den Jahren entstammen, deren Geschehnisse seinen Lesern noch ohne weiteres bekannt und auch in ihrem Zusammenhang geläufig waren. So verweist er sie auf den «Entrüstungssturm», der sich anlässlich der «bulgarischen Greuel» in Europa erhoben hatte<sup>11</sup>. (Die Türken sollen im Jahre 1876 als Vergeltung gegen die Aufstandsbewegung der Bulgaren ein riesiges Blutbad unter der christlichen Bevölkerung angerichtet haben.)

«Wohlan», sagt Spitteler, «jener Sturm war kommandiert, und zwar von Gladstone, der, von fanatischem Türkenhaß beseelt, die Gelegenheit benützte, um die öffentliche Meinung für Rußland anzuwerben.» (Bald darauf ist ja dann der russisch-türkische Krieg von 1877/1878 auch ausgebrochen.) Sarkastisch fährt er fort: «Greuel an sich lassen ja Europa völlig kalt; auch nicht eine Stimme der Empörung ist bei den scheußlichen Metzeleien von Khartum laut geworden. Derselbe Gladstone zuckte seine tugendhaften Schultern, und dieselbe öffentliche Meinung ging glatt und gleichgültig darüber hinweg, wie über den Bericht österreichischer Parlamentswahlen.» (Es handelt sich um Mohammed Ahmed im Sudan, 1840—1885, der dem ägyptischen und englischen Heere widerstand und bei der Einnahme von Khartum am 26. Januar 1885 die ganze dortige Besatzung niedermachen ließ.)

Diese treffend gewählten Beispiele führen Spitteler, dessen überlegener Darstellungsweise ein gewisser lehrhaft-pragmatischer Unterton nicht abzusprechen ist, schließlich noch zur Entwicklung einiger «Nutzanwendungen», als deren Quintessenz wohl der Satz zu gelten hat: «Antipathie gegen irgendeine Nation sollte sich der Einzelne gar nicht erlauben; denn dieselbe ist unbedingt eine Beschränktheit.» Der

<sup>11</sup> Vgl. auch seine in die «Lachenden Wahrheiten» übernommene Glosse «Von der Entrüstungsliteratur, ihrer Mache und ihrer Ausbeutung».

apodiktische Tonfall der Formulierung, die sich fast wie eine These anhört, zwingt ihren Verfasser nach der Beleuchtung der verschiedenen Arten von Sympathie und Antipathie noch zu einer letzten persönlichen Stellungnahme. Spitteler rührt in seinem Aufsatz an die Möglichkeit dessen, was ja dann sowohl 1914 wie 1939 leider als grausamste Wirklichkeit über Europa hereingebrochen ist, nämlich die blutige Auseinandersetzung des Krieges selbst:

Da sei es allerdings schwierig — äußert er in maßvoll kluger Beurteilung der möglichen Sachlage —, «sein Gefühl auf die richtige Bahn zu verweisen; denn bei einem Kriege gänzlich neutral bis in die letzten Fasern zu bleiben, ist für warmblütige Menschen nun einmal nicht möglich. Der Philosoph zwar, wie sich ihn die Legende denkt, sollte dergleichen vermögen; doch der Herr bewahre uns vor solcher abstrakten Vollendung. Hier, nämlich im Kriegsfall, sprechen eben vor allem unsere Interessen ein lautes Wort, wenn dieselben mittelbar oder unmittelbar ins Spiel kommen, und wann kämen sie nicht irgendwie ins Spiel? Einerseits die Interessen der Existenz und anderseits die Interessen der europäischen Kultur.»

Spitteler schließt seinen menschlich wie politisch gleich wertvollen Aufsatz mit einer Erkenntnis, die — bald sechzig Jahre nach ihrer Niederschrift — wohl erst heute, zur Zeit des zweiten furchtbaren Weltkrieges, der an unseren Grenzen tobte, ihre ganze lautere Wahrheit enthüllen dürfte:

«Es ist mitunter eine Tugend, wenn das Herz eines Menschen sich an einem andern Ort befindet als sein Kopf. Müßte jedesmal unsere Neigung zuvor bei der Vernunft die Erlaubnis holen, es stände schlimm in unserm Privatleben. Wir haben halt jemand gern, dawider hilft gottlob keine Weisheit. Wofern der Leser einverstanden ist, wollen wir es in der Pulverpsychologie ebenso halten: der Kopf urteile jeder Zeit gerecht, vernünftig und neutral, einerlei, worum es sich handle, und wäre es selbst um unsere Existenz. Unser Herz aber schleiche sich im stillen wohin es das Herz zieht; dafür sind wir nicht verantwortlich, auch nicht verpflichtet, ihm den räsonnierenden Verstand als Polizeidiener nachzusenden.»